

Mittwoch, 11. November 2026, 17:00 Uhr
~10 Minuten Lesezeit

Das Sterben der Anderen

Wie viel der deutschen Gesellschaft ein Menschenleben emotional noch wert ist, sah man am Todesfall Hubert Aiwangers. Die Häme und der Hass gegen den Verstorbenen offenbaren ein bürgerkriegsbereites Land.

von Roberto J. De Lapuente
Bild: Collage mit Fotos von Shutterstock.com (Pixel-Shot, AtlasStudio)

Der Tod anderer Menschen rührt uns. Nicht

zwangsläufig nur, wenn die Person uns nahestand oder sympathisch war. Auch dann, wenn wir sie nicht persönlich kannten oder uns zu ihren Lebzeiten vielleicht über sie geärgert haben, konfrontiert uns ihr Tod in der Regel mit der allgemeinen menschlichen Vergänglichkeit. Daraus entsteht Demut und Pietät. Zumindest ist das im Idealfall so. Dass die Realität doch manchmal erheblich davon abweicht, zeigte jüngst der Tod von Hubert Aiwanger. Während viele Menschen Anteil nahmen am Ableben des streitbaren Niederbayern, fühlte sich auch so mancher im Netz dazu bemüßigt, der Welt seine Häme mitzuteilen. Was bedeutet dieser Verlust von Anstand für unser Land.

Wir alle sind sterblich. Das ist das Los des Menschen, ihm ist eine endliche Zeit auf Erden beschieden. Diese Gewissheit lässt sich im Alltag zumeist erfolgreich verdrängen — aber jeder Mensch, so kann man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, denkt hier und da auch über das ihm in die Wiege gelegte Ende nach. Es entspricht unserer Gattung, darüber sinnieren zu können. Der Tod beschäftigt uns, macht uns nachdenklich — er ist der große Gleichmacher in einer Welt, die den einen bevorzugt und den anderen benachteiligt. Denn zum Schluss sind wir alle tot. Der Tote — und im Laufe eines Lebens erfahren wir von unzählbar vielen Sterbefällen — konfrontiert uns letztlich immer mit der eigenen Endlichkeit. Im Angesicht des Todes, so könnte man mit anthropologischem Blick festhalten, erkennen wir den einen gemeinsamen Nenner, der alles vereint, was mit Leben erfüllt ist. Dass das, was uns antreibt, vorbei sein kann — im schlimmsten Falle von jetzt auf gleich —, stimmt besinnlich, ja demütig.

Die Gewissheit des begrenzten Seins kann man getrost als den Grundpfeiler eines menschlichen Konzeptes begreifen, das wir Pietät nennen.

Der Tod anderer Menschen spiegelt immer auch das eigene Ableben wider. Der Verstorbene wird als jemand erkannt, der selbst am Leben hing — und der einen leeren Platz für seine Angehörigen hinterlässt.

> ***Die Stimme bedächtig zu senken, nichts Despektierliches kundzutun, den Toten nicht zu schmähen: Das stellt sich auch ein, weil wir unser eigenes Ende ernst nehmen wollen, weil wir anstreben, dass auch unsere Angehörigen respektvoll behandelt werden, wenn wir dereinst von dieser Welt gehen.***

Die Pietät beinhaltet immer auch Egozentrik — aus ihr filtern wir quasi ein soziales Gebot. Respektvoll mit dem Tod anderer umzugehen, ist auch ein Ausdruck dessen, für wie wertvoll wir ein Menschenleben erachten. Einem solchen Ereignis mit Anstand zu begegnen, ist nicht einfach nur eine gesellschaftliche Konvention, sondern ist tief in der menschlichen Existenz verankert, denn wir erachten unser eigenes Dasein im Regelfall für wertvoll — und wir haben die Einfühlungsgabe, um zu verstehen, dass auch andere Vertreter unserer Gattung es mit ihrem Leben so halten.

Einer weniger?

In der zeitgenössischen Praxis sieht es ein wenig anders aus, wie nach dem Tod von Hubert Aiwanger zu beobachten war. Der Bundesvorsitzende der Freien Wähler und bayerische Wirtschaftsminister ist am Mittwoch vergangener Woche 55-jährig in einem Berliner Hotel verstorben. Er hinterlässt eine Lebensgefährtin und zwei minderjährige Söhne. Aiwanger war ein

streitbarer Zeitgenosse, ein undiplomatischer Niederbayer, der sich zuletzt häufig gegen den bundesdeutschen Mainstream stellte — sehr zum Leidwesen derer, die der offiziellen Agenda im Lande nacheifern. Dass der Mann sich nicht nur Freunde in der deutschen Gesellschaft gemacht hat, war schon vor seinem Tode bekannt. Dass sein Tod allerdings Reaktionen auslöste, denen es an allem fehlte, was das pietätbefähigte Wesen Mensch eigentlich in sich trägt, war nicht nur bestürzend und zeugte auch nicht nur von schlechtem Benehmen, sondern lässt tief auf den Boden der bundesdeutschen Gemütsverfassung blicken. Ja, man kann — und muss vielleicht auch — in den Stunden nach Aiwangers Tod die Vorboten eines Gemetzels erblicken. Wir kommen noch darauf zurück.

Bei vielen in den asozialen Netzwerken löst der Tod des niederbayerischen Politikers wahre Freudenmomente aus. So postete etwa Darius Mikutat, Mitglied im Kreisvorstand der Linkspartei Hannovers — nein, man muss ihn wahrlich nicht kennen —, nach der Nachricht von Aiwangers Tod ein lapidares „**Einer weniger** (https://x.com/finn_steffens/status/2118090191642710468)“ und garnierte den geschmacklosen Beitrag mit einem kopfstehenden, aber lächelnden Smiley.

Ein grünes Ratsmitglied aus Hilden äußerte sich ganz ähnlich ebenfalls auf Instagram: „**Der Tag wird immer besser.** (https://nius.de/gesellschaft/linke-tod-aiwanger)“ Die Grünen distanzierten sich allerdings von dieser Äußerung.

> ***Der freie Fotojournalist Kai Schwerdt berichtete auf X** (https://x.com/KaiSchwerdt/status/2118083961520046453) **davon, dass „der frühere Hitler-Imitator und Bruder eines Antisemiten“ gestorben sei und spielte damit auf die Flugblattaffäre** (https://www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/flugblatt-aiwanger-antisemitismus-100.html) **aus dem Spätsommer 2023 an.***

Die Satirepartei Die Partei setzte auf dieselbe Zote und legte Aiwanger folgende Sätze in den Mund: „**De Berichte san falsch. I leb no. Des war scho wieda bloß mei Bruada.** (https://www.instagram.com/p/DfVYrgLxUrW/?utm_source=ig_embed&ig_rid=APRzC0yWwgbh9JQoItMNTgS)“

Besonders im Netzwerk Bluesky, auf dem sich bevorzugt linke und grüne Zeitgenossen versammeln, konnte man bodenlose Schmähungen lesen. Auch dort stellten zahlreiche Kommentatoren zynisch die Frage in den Raum, ob es sicher nicht sein Bruder sei, der gestorben ist. Außerdem könne Aiwanger nun in der Hölle „seinen Traum von einem KZ“ erfüllen. Und auch dieser Ausdruck der Freude ließ sich dort finden, wie berichtet wurde: „Hubert Aiwanger wird nicht an den Koalitionsverhandlungen in Berlin teilnehmen.“ Der Klima- und LGBTQ-Aktivist Tadzio Müller zeigte ebenfalls seine Genugtuung: Er kommentierte die Todesmeldung **mit einem kurzen „Pro“** (https://bsky.app/profile/tadziomueller.bsky.social/post/3mzk6zv2hwc2a). Besonders geschmacklos **äußerte sich ein gewisser René** (https://x.com/RAin_Meusel/status/2118352900351234375), der verkündete: „Seine Hinterbliebenen sollten froh sein, so ein Subjekt aus ihrer Familie radieren zu können.“ Eine ungeheuerliche Aussage, die den beiden minderjährigen Söhnen des Verstorbenen nahelegt, den Tod ihres Vaters als Gewinn für ihr weiteres Leben zu betrachten. Damit wird selbst die Liebe zum eigenen Vater zu einem verdächtigen Gefühl erklärt.

Hass, Hetze, Häme

Nun bedeutet ein pietätvoller Umgang nicht, dass man einen Verstorbenen zu einem Heiligen verklären muss. Aber ein gewisser Grundrespekt ist angebracht — und im Grunde wohl auch in der conditio humana angelegt, wie eingangs dargelegt wurde. Was also

lief am Rande des Todesfalles von Hubert Aiwanger so grundlegend schief? Sicher, ähnliche Reaktionen hat man auch erlebt, als im September des letzten Jahres der US-Aktivist Charlie Kirk auf offener Bühne erschossen wurde. **Eine Mehrheit in Deutschland kannte den Mann überhaupt nicht** (https://www.manova.news/artikel/die-unkultur-der-freien-welt), bildete sich aber just nach dessen Ermordung eine schnelle Meinung zu seiner Person. In der Folge schmiss man dann dem unbekannten Toten allerlei Verächtlichkeiten an den Kopf — sein Tod galt vielen als wehrhafter Akt; ein Menschenleben, so zeigte sich damals, hat für manche nicht immer denselben Wert.

> ***Die anständigeren Zeitgenossen, die in den Netzwerken den Tod Aiwangers kommentierten, erklärten wortreich, dass sie keine Trauer empfinden könnten. Ihr gutes Recht — aber muss man das so heraushängen lassen? Was ist dabei, einen Umstand einmal unkommentiert zu belassen?***

Offenbar ist das heute nicht mehr möglich, denn damit vergibt man eine gute Gelegenheit, sich durch ein Ereignis selbst inszenieren zu können. Aber diese Bereitschaft, die pure Verächtlichkeit auch zu zeigen, geht wahrscheinlich viel tiefer. Sie hat eine psychologische Komponente, die mehr über die Konstitution der deutschen Gesellschaft verrät. Den Tod eines anderen als Triumph zu feiern, verweigert den Umgang mit der eigentlichen Endlichkeit — und darin manifestiert sich regelrechte Hybris. Denn der Überlebende, der höhnt, betrachtet sich auf der Seite der Sieger, ein Impuls von Unsterblichkeit erfasst ihn und lässt ihn auf den toten Anderen herabsehen. Überlegenheit wird inszeniert. Man steht außerhalb jeder Ordnung — nicht nur, weil man die Konventionen nach einem Todesfall nicht einhält, sondern weil man sich über die Sterblichkeit hinwegzusetzen trachtet. Überleben wird so zu einem moralischen Verdienst. Der Tod eines verhassten Charakters wird als dessen persönliche Niederlage aufgebauscht.

Hier bricht sich Bahn, was zu anderen Zeiten als die gerechte Strafe eines zürnenden Gottes imaginiert wurde. Profaniert hat sich dieser Gedanke auch in jene Zeit und zu jener Klientel gerettet, die Gott weit von sich weist.

> ***Hinter der Schmähung eines Verstorbenen kann sich auch eine Form der Selbstverachtung, ja mangelnden Selbstwertgefühls verbergen.***

Denn die Abwehr der eigenen Schwäche — einer Schwäche, die jeder Mensch angesichts seiner Sterblichkeit und damit Vergänglichkeit empfindet — versucht, über das Schicksal eines jeden Menschenlebens hinwegzutäuschen. Wer Toten Respekt verweigert, weist immer auch etwas von dem zurück, was ihn — was alle Menschen — ausmacht. Die Distanzierung von einem Verstorbenen durch Hass, Hetze und Häme ist so auch als Distanzierung von der menschlichen Verfassung zu verstehen. Der posthume Würdeentzug ist somit auch eine grundsätzliche Absage an die Würde des menschlichen Geschlechts — und damit auch eine Absage an die Würde, die man selbst für sich in Anspruch nehmen will. Der Sterblichkeit die gemeinsame menschliche Bürde der Begrenztheit zu entziehen, sie damit zu einem Anlass zur Abgrenzung umzuwerten, muss immer auch als ein Versuch betrachtet werden, die eigene Bedeutungslosigkeit zu bekämpfen. Um mit den eigenen Dämonen nicht ringen zu müssen, setzt man den anderen herunter, der nun von dieser Welt ging — in der Gruppe verstärkt sich dieser Impuls, dort erzeugt er Menschenverachtung in Potenz. Damit wird sie zur Gefahr für die gesamte Gesellschaft.

Welchen Krieg hätten Sie denn gern?

Lange glaubten wir im vermeintlich aufgeklärten Mitteleuropa, dass die Verachtung eines menschlichen Lebens in anderen

Weltgegenden ganze Gesellschaften lähmt. Wo beispielsweise in mittel- und südamerikanischen Ländern kriminelle Vereinigungen das öffentliche Leben beherrschen, können Gewaltexzesse den Tod von Menschen im eigenen Umfeld zu einer alltäglichen Erfahrung machen. Das bedeutet nicht, dass der Tod eines geliebten Menschen bei Angehörigen keine Trauer auslöst. Doch die ständige Erfahrung tödlicher Gewalt kann abstumpfen, während die Täter ihre Verachtung offen zur Schau stellen. Wie junge Sicarios über diejenigen höhnen, die sie ermordet haben, macht mit Abstand betrachtet fassungslos, sollte unseren Blick aber auch auf die Verachtung im eigenen Land lenken. Denn in Deutschland hat sich eine Unkultur Bahn gebrochen, die längst die Grundlagen für einen Krieg geschaffen hat: Wichtigste Ressource ist hierbei die pure Menschenverachtung, die übrigens in fast allen politischen Lagern zu finden ist, die aber meist von linker Seite all jenen an den Kopf geworfen wird, die nicht links sind. Selbst vor Toten macht die Verachtung nicht Halt — oder besser gesagt: Die Lebenden, die man verachtet, sähe man gerne tot, denn dann lassen sie sich bequemer und ohne Gegenwehr verhöhnen.

Die beschriebenen Reaktionen im Fall Aiwanger zeigen, wie weit diese Entwertung eines Menschen reichen kann. In der Causa zeigen sich die Grundübel, die jede Gesellschaft sprengen können: Der Hass wurde kultiviert, man feiert ihn mit Verzückung. Selbst dem Tod wurde der Schrecken genommen, schließlich müsse man heute im Kampf gegen Andersdenkende über Leichen gehen. Die Angehörigen sollen sich des Todes ihres Liebsten schämen. Selbst schuld, Mitleid wird nicht gewährt! Man muss auch da eiskalt sein. Wenn erst einmal die Gewalt entbrennt, wird dieser eingeübte Hass dazu führen, dass man auch im Nachbarn einen Feind erkennt, der vielleicht besser nicht mehr unter uns weilen sollte. Deutschland ist ohnehin ein tief zerklüftetes Land, emotional in schwerer Depression. Das Land bringt die Voraussetzungen dafür mit, dass seine Bürger auch mit der Waffe in der Hand aufeinander losgehen. — die mentale Verwüstung, die dazu nötig ist, lässt sich mittlerweile

täglich beobachten. Im Falle des verstorbenen Aiwanger brach sie auf eine Weise hervor, die recht deutlich machte, wie wenig noch fehlt, bis die ersten Blutopfer auch hierzulande bejubelt werden könnten — das Gegenüber gilt schon lange nicht mehr als jemand, mit dem man sich das Leben auf dieser Welt teilen möchte. Ja, selbst wenn es die Erde hinter sich lässt, zeigt man noch, wie sehr man ihn ablehnt.

Die Frage, die sich am Rande eines verheerenden Krieges an der östlichen Peripherie Europas stellt, lautet nun: Lotst uns der Kulturkampf, der über Jahre eine politisch geförderte Verrohung entfesselt hat, in einen Bürgerkrieg — oder kanalisieren wir diese gesellschaftliche Bereitschaft zur Entmenschlichung des Nächsten, indem wir als Land kriegstüchtig genug sind, um diesen Hass an einem äußeren Feind abzureagieren?

> ***Wir sind alle sterblich — aber eine Gesellschaft, die daraus nur noch den Wunsch ableitet, der andere möge bitte zuerst an der Reihe sein, damit man sich an dessen Tod erfreuen kann, verspielt alle Grundlagen eines friedlichen Zusammenlebens.***

Anderen das Leben zuzugestehen — auch denen, die man politisch als Gegner betrachtet —, ist eine Grundlage des Friedens. Deutschland hat letzte Woche, als Hubert Aiwanger starb, Szenen aus einem Land gesehen, das nicht befriedet ist und längst die Kriegsfähigkeit kultiviert hat.



Roberto J. De Lapuente, Jahrgang 1978, ist gelernter Industriemechaniker und betrieb acht Jahre lang den

Blog **ad sinistram**. Von 2017 bis 2024 war er Mitherausgeber des Blogs **neulandrebellen** (https://www.neulandrebellen.de/). Er war Kolumnist beim Neuen Deutschland und schrieb regelmäßig für **Makroskop**. Seit 2022 ist er Redakteur bei**Overton Magazin** (https://overton-magazin.de/). De Lapuente hat eine erwachsene Tochter und wohnt in Frankfurt am Main.